



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 25.

Wiesbaden, den 21. März 1915.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Die letzten Masken“, kleine Bilder aus Wiener Flüchtlingsheimen. — „Vaterland, heiliges, deutsches“. — „Mielomjesch“, von Max Mert-Buchberg. — „Deutsche Barbaren — Englische Gentlemen“. — „Ein Nachtstück aus den Vogesenkämpfen“, von R. R. Laut. — „Auf Vorposten im Lande der Schwarzen Berge“. — „Brüderchen und Schwesterchen“, Erzählung von E. v. Adelung (Schluß). — „Bilderbogen fürs Haus“, aus der Mappe eines Familienvaters. — „Rustige Ecke“.

Zum Geleite:

Es ist nicht hinreichend, die Meinungen des jetzigen Geschlechts zu lenken, wichtiger ist es, die Kräfte des folgenden Geschlechts zu entwickeln. Dieses würde vorzüglich kräftig geschehen durch Anwendung der Pestalozzischen Methode, die die Selbsttätigkeit des Geistes erhöht, den religiösen Sinn und alle edleren Gefühle des Menschen erregt, das Leben in der Idee befördert und den Gang zum Leben im Genuß mindert und ihn entgegenwirft.
R. F. vom Stein.

Die letzten Masken.

Kleine Bilder aus Wiener Flüchtlingsheimen.

Das nachdenkliche Stück eines Wiener Dichters trägt diesen Titel. Es hat seinen Namen von jenem seltsamen psychologischen Moment, der manchmal zwischen Leben und Sterben geschoben ist. In dem Stücke geht er einem milden Tod voraus, der leise hereindämmert, während das Leben immer mehr von dem Sterbenden abfließt, alle, faden glatt von ihm löst, so daß er, von beiden allein gelassen, für einige kostbare Augenblicke ein Schwebender wird. Diesem feinen dichterischen Schattenspiel sind jetzt in einer ganz entfernten Parallele viele leibhaftige Gegenspieler entstanden. Es sind vielleicht viele Tausende, die unter uns wandeln, alle Tage. Ihre Psychologie ist größer; es handelt sich nicht schlechtweg um Leben und Sterben, vielleicht um weniger, viele meinen um mehr. Es sind Menschen, die von ihrer Existenz abgelöst sind, die zwischen Rettung und Vernichtung stehen. In Wien merkt man nichts von ihnen, die eigentlich als merkwürdiger Maskenzug durch unsere Straßen gehen: Es sind Bantherrn in tadellosem Gehrock und entsprechend bunten Krawatten, Gutsbesitzerfrauen in Modelleidern, Schauspieler von der üblichen Bühneneleganz, Großkaufleute, Professoren, Künstler, Lehrer. Sie alle tragen mit Anstand vortreffliche Masken der sozialen Rolle, die sie spielen, Zeichen ihres Ranges und Besitzes, und sind in Wirklichkeit: Gutsbesitzer niedergebrannter Güter, Kaufleute ohne Vermögen und Besitz, geldlose Bankleute usw. Unter den vielen Tausenden vermögend gebliebener galizischer Flüchtlinge, deren Verbrauch unser Geschäftsleben lebhafter pulsieren läßt, bewegen sie sich unauffällig, denn sie haben ihre Masken vortrefflich konserviert. Es ist fast immer das einzige, was sie retten konnten, als sie überführt vor moskowitzischem Mordwahn fliehen muß-

ten. Die Flüchtlinge sind ja fortwährend in grausamer Helligkeit in uns lebendig, sie rollen immer und immer wieder wie eine furchtbar tegierte Litanei vor uns ab. Man lief davon, ließ alle langsam aufgetauten Lebenswerte im Stich, und über den Besitz weitete sich der rotflamme Kriegshorizont. Man eilte fort, glücklich Frau und Kind heil an den Händen zu halten. Und nun sind die Flüchtlinge hier unter uns, und ihre Erwartungen balancieren immerwährend auf einer qualvollen Kippe. Ihre Gedanken sind rastlos: Hat der Feind ihre Existenz vandalisch bis auf den Grund vernichtet? Sollte ein Zufall bewirkt haben, daß gerade sie verschont blieben? Das Leben dieser Menschen ist gewissermaßen suspendiert. Sie sind zumeist vollkommen mittellos, haben sich aller gewohnten Kultur begeben müssen, warten und darben. Sie besitzen kein anderes Pfand ihrer aufgehobenen Existenz, an das sie sich klammern können, als diese wenigen guten Kleider, müssen nachts mit vielen Menschen in qualvoller Enge beisammen sein. Aber am Morgen schälen sie sich aus dem Knäuel los und erscheinen mit schlechtgefülltem Magen, aber in ihren schönen, tragischen Masken, das liebenswürdig, höfliche polnische Lächeln auf den Lippen, auf der Straße.

Kleine Bilder. Im Speisehaus am Tiefen Graben erscheint an dem improvisierten Kassatischen ein älterer Herr. Er sieht wie der richtige Gönner aus, mit seinem kostbaren Pelz, mit all den kleinen Attributen des Reichtums. Gräfin Wanda Jamoyska hat „Schalterdienst“. „Meine Gnädige“, sagt der Besucher, „könnte ich hier bei Ihnen zu essen bekommen?“ Die Gräfin mustert überrascht

den seltsamen Bittsteller und meint in ihrer aufrechten, gültigen Art: „Sie können wohl bei uns zu essen bekommen, aber ich mache Sie aufmerksam, es ist eine Gewissenssache, ob Sie davon Gebrauch machen wollen. Unsere Mittel sind sehr beschränkt, wir können nur den Ärmsten geben.“ Der Herr sieht ein bißchen verlegen drein, tritt nahe an die Gräfin heran und sagt leise: „Ich bitte Sie, meine Gnädigste, sehen Sie nicht auf meinen schönen Pelz, bitte, auch nicht auf meinen goldenen Zwicker, es ist das einzige, was ich besitze. Ich bin nämlich . . . der Bürgermeister von A. Er nennt den Namen einer galizischen Grenzstadt die eben jetzt eine wichtige Rolle in unseren Kämpfen spielt. Eine Maske.“

In den weiten, dämmerigen Räumen sitzen viele solcher Maskierte. 600 sind es alle Tage. Die Männer haben gute Röcke, und sie tragen sie mit jener unbefangenen Gewöhnung, die ihre Zugehörigkeit zu den Ständen der Intelligenz und Wohlhabenheit anzeigt. Da stehen an 100 runde Tische, alle sauber mit dunklem Wachstuch belegt, mit hübschem bürgerlichem Porzellan besetzt, mit spiegelblanken Gläsern. Das ist alles gewissermaßen über Nacht unter dem Druck der Verhältnisse zustande gekommen. Eine Reihe prominenter polnischer Persönlichkeiten hat sich zwanglos zusammengetan, um aus eigenen Mitteln diesen Mittagstisch für den notleidenden galizischen Mittelstand zu gründen. Es war kein Verein, nicht einmal ein Komitee. Man mietete ein Lokal am Tiefen Graben und private Wohltätigkeit lieferte Tische, Sessel, Geschirr, kurz alle jene Behelfe, die für den wohlthätigen Betrieb notwendig waren. Ein Abschluß mit der Volksküche sicherte die Lieferung von 600 Portionen Mittagessen täglich, und nachdem diese Voraussetzungen einmal da waren, wurde die Tür einfach aufgesperrt und die Auspeisung begann. Da gab es keine Fonds, keine sicheren Geldquellen, man handelte impulsiv, in dem Gefühle, daß geholfen werden müsse, und zwar augenblicklich. 54 Heller hatte man der Volksküche für jede Portion Essen zu bezahlen, und so viel forderte man formell von den Kostgängern ein, obwohl das Brot aus Eigenem dazugegeben werden mußte, Miete und alle anderen Erfordernisse gleichfalls bestritten sein mußten. Aber selbst dieser Preis wurde natürlich zum überwindenden Teile nicht bezahlt, und von den 600 gutgekleideten Hungrigen, die täglich um die Mittagstunde im Speisehaus erscheinen, zahlen bloß die Hälfte diese 54 Heller. 30 700 Mittagessen hat man in einem Monat verteilt und 35 000 Gratisbrote. Es sollte, es mußte mindestens das Dreifache geleistet werden, wenn man bloß die Mittel dazu hätte!

* * *

Um 1 Uhr mittags finde ich das Speiselokal voll besetzt. Es liegt knapp unterhalb der „Hohen Brücke“, in der alten Straße, die wie versunken anmutet, und hat sich da ganz verstoßen eingenistet. Von den meisten Wienern ist es sicherlich unbekannt, und wenn man vor den nackten Spiegelplakate in polnischer Sprache trugen, ahnt man nichts von dem, was hinter dieser stillen Front geschieht, für sich abgeschlossen, einsam und fremd für die Umgebung. Vielleicht würde man raten, daß diese schmale, nüchterne Geschäftstüre, deren Glas ein dürftiger Vorhanglappen deckt, sich in die Warenspeicher eines Großhandlungshauses öffnet, das sich uninteressiert von der lebhaften Straßenfrequenz abgesondert hat. Die stumme Fassade, diese Abgeschlossenheit ist gewollt. Sie zeigt nur Wegmarkierungen für Eingeweihte und verbirgt die Leute, die hier in aller Heimlichkeit ihren Hunger stillen. Das ist der besondere Vorzug des Asyls, denn die verstoßenen Kostgänger fürchten den Zulauf des Mitleids, möchten nicht unmittelbar in das schmerzende Licht der öffentlichen Teilnahme gestellt sein.

Gleich im ersten Raum, in der Nähe des Fensters, ist der Stammtisch mittelloser Lemberger Bühnenkünstler. Sie sind alle sehr ernst, einsilbig. Auf ihrem Tischchen prangen brennrote, künstliche Blumen in einer kleinen Vase. Solche Blumen in allen Farben sind überall. Aber diese sind brennrot. Die Blumen sind wie eine kleine Zärtlichkeit für

die Gäste, wie ein Hauch von Lulus über dieser Massen- auspeisung.

„Sehen Sie diese Schauspielerin“, sagt mir Gräfin Mycielska, eine schlanke, zarte Aristokratin mit einem Gesicht voll unendlicher Menschlichkeit, „sie ist lungenkrank und hat auch noch ein Kind. Denken Sie, sie kann nur eine Mahlzeit täglich nehmen. Es ist ganz furchtbar. Sie war eine sehr begabte Darstellerin, hatte eine ansehnliche Gage. Ja, man möchte überall helfen, aber wo soll man zunächst beginnen?“ Ich sehe eine grazile, mädchenhafte Gestalt, ein totenblaßes Gesicht. Bekleidet ist die Schauspielerin mit einem ganz modernen, aparten Kostüm. Ein wertvolles Pelzkollier hat sie fest um den Hals geschlungen, auf dem Kopf sitzt ein feder Hut. In dem abgemagerten Gesicht mit den haarfeinen, entbluteten Lippen, die entschlossen zusammengepreßt sind, lese ich: Nur sich nicht verlieren, nicht versinken! . . . Arme Maske.

Gräfin Jamoyska zeigt mir einen elend aussehenden Bildhauer, der eben, lang und hager, hereinkommt, künstlerisch salopp, aber in vortrefflichen Kleidern. Ich lerne die „Bedienung“ des Speisehauses kennen. Vornehmere Kellnerinnen und Köchinnen hat es wohl niemals gegeben. Die vielen bescheiden, fast demütig gekleideten Damen, die sich mit so bewunderungswerter Geschicklichkeit in die feinsten sehr einfachen und angenehmen Agenden gefunden haben, sind polnische Adelsfräulein, Prinzessinnen, Gräfinnen, Frauen hochgestellter Persönlichkeiten. Sie hantieren an den großen Suppentöpfen, verteilen Fleisch und eilen hurtig — eine prompte Bedienung — durch die langen Tischreihen, um höchstpersönlich alle Wünsche der Gäste zu befriedigen. Sie stehen unter der Leitung der schon genannten Aristokratinnen, der Frau Professor v. Pochwalska und, allen voran, der Fürstin Adam Maria Lubomirska. Man kennt die Fürstin, deren kraftvoller Individualität es vor dem Kriege gelungen ist, das Wiener gesellschaftliche Leben auf besondere Art zu beleben, in der Öffentlichkeit. Sie hat sich vom Kriegsbeginn an der Fürsorge des notleidenden polnischen Volkes ganz verschrieben. „Wir haben die Sache kurz gemacht“, sagt mir die Fürstin. „Als es sich darum handelte, Bedienung für die armen Flüchtlinge herbeizuschaffen, da haben wir uns sofort gemeldet. Wir können unserem Volke jetzt nicht besser dienen . . . Unsere Gäste wollten wissen, wer wir denn sein mögen. Ich sagte ihnen: „Wir sind hilfsbereite Menschen.“ Täglich müssen wir leider viele, viele Anmeldungen von Bedürftigen abweisen, aber wir können nicht mehr tun, wenn uns nicht von außen Hilfe kommt.“

Hinter einem Unrichtetisch, über einen riesigen Suppen-eimer gebeugt, in dem sie mit einem zu kurzen Holzlöffel rührt, finde ich eine Tochter der Fürstin, Prinzessin Sophie. Die Fürstin macht mich auf sie aufmerksam, und die junge Dame, groß, mit dunklen Augen in dem feinen, schmalen Gesicht, kommt, die Wangen vom Speisedunst gerötet, gleich hervor. „Ich gastiere heute nur als Köchin“, sagt sie, „sonst bin ich von Beruf Kellnerin für unsere Flüchtlinge, müssen Sie wissen. Ich bin sehr tüchtig, und habe darum auch schon einmal vier Heller Trinkgeld bekommen.“ Wir plaudern. „Ich glaube“, sagte die Prinzessin nachdenklich, „Wien weiß nichts von diesen armen Menschen, sonst würde es sicher viel für sie tun. Sie haben doch zuerst an unseren Kämpfen gelitten. Ihre Verschämtheit ist so groß. Sie würden eher zu Grunde gehen, als bitten oder betteln. Ich kenne Wien als so lieb und gut. In Galizien sagen wir immer: Unser Wien. Ich glaube, Wien weiß nichts von diesen armen Leuten. Man mußte ihm etwas von ihnen sagen.“

* * *

In der Wallnerstraße sehe ich das große Flüchtlingsheim, die Schöpfung des Hilfskomitees für Notleidende aus Galizien und der Bukowina. Es ist fast ein Nationalhaus, das unter dem Protektorat der Erzherzogin Zita und der tätigen Mithilfe des Obmannes, des ehemaligen gemeinsamen Finanzministers Dr. v. Bilinski geworden ist. Zwei Häuser, Wallnerstraße 1 und 1a, die der Eigentümer Herr Albert Frankl ganz kostenlos hergegeben hat, stehen mit

allen ihren Räumen zur Verfügung. Da gibt es Restaurationszimmer, ärztliche Ambulatorien, Leseräume, Schulzimmer für eine sechs Klassen umfassende Beschäftigungsanstalt, und alles das ist um ganz geringes Geld den Flüchtlingen zugänglich: für volle Verpflegung und Wartung von Kindern während des Tages werden 12 Kronen 50 Heller monatlich gezahlt. Eine Reihe von Geschäftsleuten hat munifizente Stiftungen für das Heim gemacht und eine Reihe hervorragender Ärzte und Ärztinnen stehen den Ambulatorien zur Verfügung. Es ist eine prachtvolle Wohlfahrtseinrichtung, die vielen Flüchtlingen ihr Schicksal leichter ertragen hilft. Leider aber nur einem Teil.

Vielleicht hat die Prinzessin recht, und Wien weiß nur nichts von den unglücklichen Vermummten. Viel ist auf die Stadt seit dem Kriegsbeginn eingeübt, ihre Opferfreudigkeit wurde für eine Reihe unerlässlicher Institutionen der Kriegswohltätigkeit in Anspruch genommen. Es gab so viel zu helfen, daß keine Mühe blieb, um etwa nach tragischen Masken zu fahnden. Nun sind sie entlarvt, weil es um ihre Willen geschehen mußte, und vielleicht hilft Wien jetzt herzhast mit, sie davor zu bewahren, auch das noch verlieren zu müssen, was sie so zäh verteidigen, was ihnen als Symbol ihrer noch nicht ganz gesunkenen Hoffnung gilt, ihre „letzte Maske“. Vielleicht hat die Prinzessin recht.

(Neue Freie Presse.)



Vaterland, heiliges, deutsches.

Von einem elässischen Verwundeten erhält die „Straßb. Post“ aus einem Lazarett in Mitteldeutschland das folgende schöne Bekenntnis:

Nun freue ich mich
Wie ein Kind,
Gebietet zu haben
Für dich, Vaterland,
Heiliges deutsches.

Siehe, Seite an Seite
Mit Söhnen Badens,
Baverns und Preußens,
Mit Söhnen Alldeutschlands,
Jung-Elfaß,
Das Schwert in der Faust
Brennend flammend
Sich entgegen aufstehen
All deinen Feinden,
Zu bluten für dich,
Zu sterben für dich,
Vaterland!

Waren nicht deutsche Märchen
Unsrer Kindertäume Heimat?
Haben wir nicht gelauscht,
Im Kämmerlein,
Den Sagen deutscher Reden?!

Durchglühte uns nicht
Bonnig die Brust
Die liebe deutsche Sonne,
All die lichte Pracht
Schöngeirers und Grünwalds
Und Gottfrieds?!

Wir wollen deutsch sein
Und bleiben!

Fliehendes, edles Blut,
Schwemme hinweg
Den Lügenschleier,
Den freche Hände woben
Um meiner Heimat
Meine heilige Stirn!
Nimm hin, Vaterland,
Was ich habe,
Nimm hin mein Blut,
Mein Leben!

Nun freue ich mich
Wie ein Kind,
Gebietet zu haben
Für dich!



Bjelowjesch,

Von M. Merk-Buchberg.

Unsere heldischen Truppen im Osten stehen u. a. jetzt auch in Bjelsk. Und der Name dieses Nestes will nicht viel sagen.

Bjelsk aber ist die Zufahrtsstation für Bjelowjesch, und das will sehr viel sagen. Will sagen, daß damit ein Naturparadies in die Kampf- und Gefahrenzone mitbezogen ist, ein Naturparadies, dessen Verflörung und Zerstörung in den Herzen aller Naturverehrer, Forscher und Weidmänner wehmütig nachzuden mußte, so lange und so oft das Gedenken daran erwacht.

Denn abgesehen von einigen unwegsamen Revieren des Kaukasus ist Bjelowjesch noch die einzige, urständige Heimat des einzigen rezenten Wildrindes, des europäischen Wisent.

Die wenigen Wisente, die sich noch zerstreut in Tiergärten befinden, und die Herde auf dem schlesischen Revier Mezeritz des Fürsten Pleß haben in dem Leibgehege von Bjelowjesch ihre Heimat.

Im Volksmunde lebt der Wisent noch vielfach unter dem Namen des Auerochsen, und auch die Presse hat seiner öfter schon unter diesem Namen gedacht. Das ist zwar vor dem prüfenden Blick des Forschers nicht richtig, es ist aber zugleich doch auch wieder ein rührender Beweis dafür, wie schwer das Andenken an Heldengestalten der Waldwildnis aus dem Herzen des Volkes weichen mag. Der Auerochs oder Ur, Bos primigenius, der tur der Slaven, der mutmaßliche Stammvater einiger unserer Hausrinderrassen, ist schon seit über zwei Jahrhunderten ausgestorben. Die fortschreitende Kultur hat den Riesen mehr und mehr enteignet, und Menschenhand hat dann den friedlosen „Unnütz“ vollends „ausgelöscht“. Ein Bewohner deutscher Heimat Erde ist der Auerochs einmal gewesen. Aus der Schar der Lebenden ist er unwiederbringlich ausgemerzt.

Dem amerikanischen Bison, dem Artgleichen unseres Wisent, „blüht“ das gleiche Schicksal. Einß der Stolz der Prärie, neben dem Wapiti, dem Dickhornschaf der Felsen, und Old Ephraim, dem Grizzly, das herrlichste Jagdwild des roten Mannes, ist er jetzt ausgelöscht, ja so gut wie ausgerottet, ein Opfer amerikanischer Profitwut und Schießgier. Business!

Was will es heißen, daß noch kümmerliche Reste der einst unzählbaren Wanderherden im Yellowstone-Nationalpark im Staate Wyoming und da und dort unter dem Schutze wohlhabender Privater ein Bettlerdasein fristen, daß vielleicht in Kanada noch eine letzte, kleine Herde stand hat? Auch diese letzten ihres Stammes werden fallen, löscht sie, — ein Wunder! — der Mensch nicht aus, so werden Inzucht und Seuchen sie erwürgen. Eine einzige „Jahresrede“ der Hudson-Bay-Kompagnie betrug einmal über 220 000 Stück! Und jetzt? Mußte es nicht so kommen? Aber wäre es nötig gewesen? Und woher das Recht dazu?

Betrachtet die Geschichte der Tierausrötung im Wild-West, und ihr werdet den Amerikaner um vieles besser verstehen! Und den Briten dazu, dessen Sportjagd bei solcher Tierausrötung wahrlich nicht müßig gewesen ist. Business! Rekord!

Den Naturkenner aber überkommen Ekel und Grausen. Auch im wilden Kubangebiet des Kaukasus ist der Restbestand des Wisent gefährdet und hängt in engster Weise mit einer Rechtsfrage zusammen. Früher Leibgehege des Großfürsten Sergej Michailowitsch, ist jetzt das 524 000 Hektar große Gebiet wieder an die Kuban-Kosaken zurückgefallen, unter denen sich passionierte Wilderer befinden, die von jeher dem riesigen Wildrind nachgestellt haben, z. T. auch gelockt von den horrenden Sammlerpreisen, — meist englisches Geschäft — die für die Decke, den Schädel, das Gehörn, ja das ganze Wild, bezahlt werden. Eine kaiserliche Schutzkommission hat ja in den letzten Jahren beraten, was für dieses Revier zu tun und ob es nicht dauernd in seinem Bestand und Zustand zu erhalten. Von der Beratung zur Tat ist aber — russische Verhältnisse! — ein weiter Weg, und wie es unter den jetzigen Wirren dort zugehen mag, läßt sich denken. Ob die letzten ihres Stammes im Kaukasus aus den jetzigen Zeitläuften sich hinausretten werden, erscheint zum Schmerze des Naturfreundes mehr als fraglich.

Wenden wir unsere trauernden Blicke nach Bjelowjeschskaja Puschtscha, wie der amtliche Name der Urwildnis bei Bjelsk lautet!

Auf den Willen der Jaren hin ist dieses Revier forsttechnisch so gut wie nie bewirtschaftet worden. Eichen, Föhren, Fichten, Erlen und Birken ragen in nie gesehener Stärke empor aus diesem Wunderwalde. Es stöken da Eichen von 40 Meter Höhe und über 2 Meter Durchmesser, in Brusthöhe gemessen. Fichten und Föhren erreichen

Höhen von 42 Meter und messen in Brusthöhe $1\frac{1}{2}$ Meter im Durchmesser. Erlen werden 22 Meter hoch und zeigen in Brusthöhe über 1 Meter Durchmesser! Das Gehege umfasst heute im ganzen etwa 1150 Quadratkilometer.

Die Hege des Wisents setzte dort ein etwa mit Beginn des 19. Jahrhunderts. Damals gab es dort auch noch Bärwild, das aber mit der Zeit weichen mußte. Luchs und Wolf kommen noch immer vor, und Kleinraubwild, wie der Fuchs, ist durchaus nicht spärlich vorhanden. Das Revier ist verhältnismäßig wasserreich, es fehlt nicht an fließenden Gewässern und an Sumpfgelände, und so war denn Bjelowjeschskaja Puschtscha vor allem auch ein sehr gutes Elchrevier. Das kapitale Schaafwild ist jedoch dort jetzt so gut wie gänzlich verschwunden. Teils verfiel es dem Abschuss, teils wechselte es wegen der kaiserlichen Jagden aus und mehr noch, weil doch das Walten der Menschenhand nicht gänzlich zu verbergen war, und der Hauptgrund dürfte in der Zunahme des Rot- und Damwildes zu suchen sein, die um der Schmälerung der Nahrung und um der Beruhigung des Reviers willen auch dem Wisent durchaus nicht zuträglich war. „Die Hirsche haben die Elche aufgezehrt,“ sagt Fritz Bley.

Auch Sauen stehen dort, und an Großraubvögeln seien der Goldadler und der Uhu genannt.

An niederen Pflanzen bevorzugt der Wisent den Huf- latti und das Büffelgras, die Subrowka der Russen.

Im Jahre 1832 wurde der Wisentbestand zum erstenmal gezählt. Er belief sich damals auf 770 Stück (nach Martenson) und erreichte im Jahre 1834 seine Höchsthöhe: 1655 Altwisente, 169 Stück Jungwisente, im ganzen 1824 Stück. Dann sank der Bestand langsam, aber stetig. Im Jahre 1889 belief er sich noch auf 380 Stück. Im Sommer 1910 fielen 42 Stück an der Bollingerschen Viehseuche. In der Gegenwart wird der Gesamtbestand nach langsamer Hebung auf knapp 600 Stück geschätzt.

Der Wisent von Bjelowjesch ist etwas schwächer als der des Kaukasus. 307 Zentimeter Körperlänge und 180 Zentimeter Widerristhöhe wurden bei kaukasischen Stieren gemessen. Die Kühe sind geringer. Alttiere haben schon Ausbruchgewichte bis zu 786 Kilogramm ergeben. Für Bjelowjesch, wo das Wild zum Teil unter den Wirkungen der Inzucht merklich leidet, sind solche Zahlen längst unerreichbar geworden.

Die von wilden Kämpfen begleitete Brunst fällt gewöhnlich in den Ausgang des Juli und dauert gegen drei Wochen. Die erregten Stiere sind dann nicht selten auch gegen Menschen äußerst angriffs-lustig.

Die Wisentkuh geht vierzig Wochen beschlagen und setzt im Mai oder Juni ein Kalb, das sie mit Mut in Gefahren verteidigt und bis an zwei Jahre am Gesäuge führt. Die Wisentkühe von Bjelowjesch setzen im Durchschnitt nur in jedem dritten Jahr, auch ein Zeichen der Schwächung des Bestandes.

Es besteht der Plan, den Wisentbestand von Bjelowjesch durch Zuführung kaukasischen Wisentblutes wieder aufzufrischen. Ob daraus noch etwas werden wird?

Ob überhaupt nach dem Kriege die Wildbahn von Bjelowjesch und ihr unersehblicher Edelschmuck noch bestehen werden?

Den Wunsch kräftiger Bejagung haben alle Naturverehrer, und einer nicht zuletzt: unser Nationalheld Hindenburg! Der eherne Marschall ist ein hervorragender Wildkenner mit reichen Erfahrungen auf der Rotwildfährte und im Salzburger Samstrevier. Möchte es seiner starken Hand gelingen, die Vernichtung fernzuhalten von dem Natur- und Wildparadies der Bjelowjeschskaja Puschtscha!



Deutsche Barbaren — Englische Gentlemen.

Von einem ehemaligen Missionar in Togo wird der „Südd. Sta.“ geschrieben:

Jedem Geschöpf hat Gott, der Herr, seine Wehr gegeben. Die Biene hat ihren Stachel, der Ochse hat seine Hörner. Mit Hörnern könnte die Biene nichts anfangen und ein Stachel wäre für den Ochsen nicht so vorteilhaft wie für die Biene. Des Ochsen Wehr ist die Flucht, der Igel dagegen bleibt auf der Stelle und streckt seine Stacheln. Anders wehrt sich die Schlange und wieder anders wehrt sich das Pferd. Mit „nausschlagen“ läme die Schlange nicht weit und mit Umwindungen könnte das Pferd nicht umgehen, es fehlt ihm dazu die Geschmeidigkeit.

In Afrika haben wir einmal zu, wie eine Riesenschlange einen Hahn ums Leben brachte. Sie nahm sich eine halbe Stunde Zeit dazu. Eine gute Weile ließ sie das arme zitternde Tier unberührt neben sich im Käfig. Dann packte sie ihn an einem seiner Flügel. Fünf Minuten lang geschah weiter nichts, nur daß das arme Tier in graufiger Todesangst bebte. Als dann machte die Schlange in aller Gemütsruhe einige geschmeidige Bewegungen und nahm ihr Opfer zwischen sich. Wieder eine Pause. Dann ein leichtes Krachen und ein Schrei. Sie hatte die Umwicklungen fester gezogen. Blau färbten sich Kamm und Bart des ächzenden Tieres. Die Schlange focht das nicht an. Mit eiselter Ruhe verfolgte sie ihre Taktik. Noch einmal ein Ruck und wieder einer mit größeren Zwischenpausen, bis endlich der Hahn sein Necken einstellte, den Schnabel öffnete und den Kopf lautlos zur Seite neigte.

Das ging alles so ruhig, so gemessen, so ohne Leidenschaft, so still wie das Arbeiten einer hydraulischen Presse. Wenn man nicht das furchtbare Todesringen des armen Tieres gesehen und gehört hätte, so hätte man meinen können, es handle sich um ein Lieblos, um ein Streicheln, ein freundschaftliches Umarmen. Barbarisch war das nicht vom Standpunkt der Schlange aus, es war ganz gentlemanlike.

Anders macht es das Pferd. Ein Schlag, ein ganz unangemeldeter Schlag, und es ist geschehen. Das sieht barbarisch aus. Das gibt ein Aufstöhnen der Lende und ein Geschrei. Ja, das barbarische Pferd!

Schlangenart ist es, lautlos und verdeckt zwischen den Gräsern und Büschen hinaufzuschleichen, den ahnungslosen Wanderer, das ruhig seiner Wege gehende Tier zu erschaffen und ihm ohne allen Affekt in kalter Ruhe den Garau zu machen. Wir, die Deutschen, haben das nie können. So heimtückisch, so eiskalt, so diplomatisch sind wir nicht angelegt.

So schleichend und so ohne Affekt ist unsere Art nicht. Gleich dem Pferd gehen wir ruhig unsere Straßen, tragen den Reiter, auch wenn er einmal brüllt, ziehen ruhig den Wagen, den Pflug und Egge, und bleiben neidlos an unserer Krippe. Aber wenn jemand kommt und uns frägt, um welchen Preis wir feil sind, so zeigen wir ihm unsere Duse. Da kann er den Preis lesen. Nur dem tun wir ein Leid an, der uns in unserer friedlichen Arbeit stört, der uns reizt. Ein Schlag, so gut wir's können, und es ist geschehen. Das sieht natürlich recht barbarisch aus. Da erheben sie ein Jetergeschrei über solche Barbaren. Es mag uns gleich sein. Wer die Duse nicht hören will, der soll wegbleiben.

Ob die Wehr des Pferdes oder die der Schlange vorzuziehen ist? Darüber entscheidet der Geschmack des einzelnen. Es gibt sicherlich noch Leute genug, auch unter den neutralen Zuschauern, die sich lieber dem Pferd gegenüber vorziehen, als den Tücken der Schlange zum Opfer zu fallen.



Ein Nachtsstück aus den Vogesenkämpfen.

Von Konrad Martin Laut.

Vor dem Schulhaus in dem Vogesenneß über der Grenze stand noch immer der Winter und holte einen Saß Federfloßen nach dem andern aus den Wolken herab. Zehn volle Schoß hatte er schon ausgeschüttet, und noch immer tanzten und wirbelten die Floßen über die Bergstraße, stopften die Gräben und Granatlöcher zu und hängten sich an die Tannen, die wie silbergepanzerte Ritter an den Höhen standen.

In der Schulmeisterstube um den eisernen Ofen hatten die Herren vom Divisionsstab es sich behaglich gemacht. Bei glühwarmem Punsch und qualmenden Liebesgabenzigarren plauderte man in den Abend hinein von den kleinen Ereignissen, die der heutige Tag gebracht hatte.

"Natürlich," fuhr der Adjutant des Divisionärs in seiner Rede fort, "von uns glaubt keiner an die blöde Gespenstergeschichte; die Leute in den Schützengräben aber behaupten nun schon seit einer Woche, daß sie ihn Nacht um Nacht gesehen haben."

"Den toten Franzosen im Drahtverhau oder den Schatten?" lachte der Kommandierende und nahm bedächtig einen Schluck aus dem dampfenden Glas.

"Beides, Erzellenz. Das Schattengebilde, oder wie man es nennen will, soll jedesmal um Mitternacht bei dem Erschossenen auftauchen, über das Gefechtsfeld gegen die deutschen Stellungen schweben und dann in den Tannen verschwinden."

Der Kriegsgerichtsrat, der während seiner Studentenzeit Edgar Allan Poe und Maupassant gelesen und trotz allem Kritizismus eine gewisse Neigung für spiritistische Dinge hatte, war Feuer und Flamme. "Wie wär's, Herr Rittmeister, wenn wir der Sache heute nacht auf den Grund gingen? Bei diesem Wetter ist ein Angriff französischerseits kaum zu erwarten. Wir haben also Muße, das Gespenst uns in aller Ruhe zu betrachten."

Dem Rittmeister kam der Vorschlag gelegen. Als Führer der Provianttransporte, die auf Maultieren und Eseln bis in die vordersten Stellungen geleitet wurden, war er schon oft des Nachts durch das unwegsame Gelände gekommen. Es konnte nichts schaden, wenn er das harmlose Abenteuer mit einer Art Inspektion verband.

"Wenn die Herren gehen wollen, so bitte ich morgen um Ihren Bericht," beschloß der Kommandierende das Gespräch; "der Fall interessiert mich psychologisch, weil er mir Aufschluß gibt über die Stimmung meiner Leute vorm Feind."

Die beiden Offiziere traten nach einer Weile in die Nacht hinaus.

Das Schneetreiben hatte aufgehört. Ein scharfer Nordwest drängte sich an die Herren und biß sich in ihren Gesichtern fest, so daß sie die Wollkappen dicht über die Augen zogen.

Gleich hinter dem Dorf mit seinen wenigen Häusern ging es den Berg hinan. Der sonst zur Höhe führende Weg war zugeschnitten. Nur die formlosen Büsche zur Rechten und Linken, die wie Zwerge in Pelzkutten über dem Boden kauerten, gaben notdürftig die Richtung an.

Der Rittmeister hatte die Taschenlampe aus seinem Mantel genommen und ließ den blitzenden Lichtkegel über der Schneedecke spielen. Vergnügt ist die Sache gerade nicht. Wenn's nicht des Dienstes wegen wäre, auf die Gespenstsuche könnte ich schon verzichten . . .

Dem Kriegsgerichtsrat machte das nächtliche Wandern dagegen Spaß. Der Krieg hatte mit eisernem Griff ihn aus seiner städtischen Anwaltsstube in die Vogesen geschoben, die er sonst nur an blauen Sommertagen vom Auto aus sah. Nun stapfte er hinter dem Kameraden durch den stäubenden Schnee und bestaunte die Herrlichkeiten der weißen Winternacht.

Nach einer Stunde war der erste Posten erreicht. Der Mann trat lautlos unter den Tannen hervor und erstattete Meldung:

"Posten Nummer Eins. Nichts Neues vom Feind."

Bald kamen die ersten Schützengräben, die eine der Pafstraßen schützten. Überall waren Wachen aufgestellt.

In einem geräumigen Verschlag zwischen Fichten und Felsblöcken lagen die Kaskiere auf frischem Stroh. Mächtige Schneewände bildeten einen natürlichen Schutzwall gegen Kälte und Wind.

Ein Offizier-Diensttuer trat den Ankommenden entgegen.

"Wir müssen zur äußersten Stellung. Haben Sie Meldung von dort?"

"Die letzte telephonische vor fünf Minuten. Alles ruhig vorm Feind."

Immer dichter zog der Forst seine weißen Maschen um die beiden Offiziere. Neue Schützengräben und Unterstände folgten. Durch das Gewirr der Stacheldrähte und Holzverhaue wurden sie von Mannschaften geleitet, die wegen der näherrückenden feindlichen Linie ihre Meldungen und Auskünfte nur flüsternd gaben.

Der Rittmeister wurde besserer Laune. Hier oben sah es trotz des Hundewetters vortrefflich aus. Alle Posten zur Stelle und, wie es schien, in der rechten Stimmung. Das wollte er morgen in seinem Bericht für Erzellenz besonders hervorheben.

Die letzte Feldwache hinter dem äußersten Graben wurde nach 11 Uhr erstiegen. Der Wachhabende, ein Kamerad des Rittmeisters aus der Garnisonstadt über dem Rhein, lud die Herren zu sich in seine Erdhöhle. "Der Grog ist schnell heiß und an trockenem Holz für den Ofen im Bau fehlt's auch nicht. Wollen Sie eintreten?"

Lachend lehnte der Rittmeister ab. "Ueber alles der Dienst, mein Lieber, und dann" — seine Stimme nahm einen drollig-geheimnisvollen Klang an — "dann wollen wir erst mal Ihren seltsamen Schatten betrachten, den unser Gerichtsrat heute unter die Lupe nehmen soll."

"Da werden Sie Mühe haben, Herr Doktor. Ich habe das Teufelsgespenst schon zweimal gesehen und nicht das mindeste feststellen können. Das kommt heran, schlüpft durch die Drähte und geht über uns weg in den Wald. Der Henker hole mich, wenn ich flunkere."

Im Graben oben war alles wach. Mann an Mann unter Gewehr. Nur die Ablösungen steckten in ihren Unterständen und schliefen.

Keine vierhundert Meter davor lag die französische Stellung wie ein langes, weißes Grab. Auch dort alles scheinbar in Ruhe und Frieden.

In den Verhaue zwischen den beiden Linien wurde bei schärferem Zusehen etwas Unbestimmbares, Dunkles über der Schneedecke sichtbar. Der diensttuende Leutnant gab Auskunft. Das war die Leiche des Franzosen, der vor etwa vierzehn Tagen bei einem Angriff gefallen war und seitdem in den Drähten hing. Niemand wollte den armen Burschen holen, weil jede Seite die feindlichen Kugeln fürchtete.

"Und Euer Schatten?"

"Den werden Sie bald selber sehen." Im Schutz der Grabenwände öffnete der Leutnant eine Laterne und beleuchtete die Uhr an seinem Handgelenk. "Noch zehn Minuten bis Mitternacht. Der Spaß kann gleich beginnen."

Der Kriegsgerichtsrat hatte sich mittlerweile im Graben so weit wie möglich vorgeschoben und blickte mit wachsender Spannung zu dem toten Franzosen hinüber. Zu sehen war nicht sehr viel bei dem matten Schneelicht. Der Körper hing als klumpige, dunkle Masse im Schneefeld. Die Beine mußten beim Todessturz sich wohl in den Drähten verfangen haben, während der Rumpf nach unten lag und teilweise verschneit war.

Eben wollte der Kriegsgerichtsrat mit Hilfe seines Prismenglases weitere Einzelheiten feststellen, als unter dem leblosen Körper plötzlich etwas emportauchte. Wie Rauch von einem unsichtbaren Feuer, nur fester und geschlossener, stieg es vom Boden auf und verhüllte den toten Mann für Augenblicke. Dann löste es sich von der Leiche los, schwebte und zitterte in den Drähten, duckte sich nieder wie ein scheues Tier und kroch in seltsamen Windungen gegen den deutschen Graben.

"Rittmeister, sehen Sie's auch? Die Sache stimmt wirklich."

Der Rittmeister antwortete nur mit einer stummen Bewegung.

Und immer näher kam der gespenstige Schatten. Schon hatte er die Größe eines Wolfshundes, dem er auch sonst an Form und Bewegungen glich. Eine der Büchsen in den Drähten, die als Alarmglocken den anschleichenden Feind melden sollten, begann leise zu klirren.

Der Kriegsgerichtsrat hörte ganz deutlich den Laut. Es klang, wie wenn harte Knochen in einem Blechtopf geschüttelt werden. Mit jeder Bewegung des rätselhaften Schattens nahm das Klirren und Klappern zu. Jetzt sah der

Beobachter durch das Glas, wie die Drähte ganz nahe bei seiner Stellung zu zittern begannen.

„Lassen Sie doch einmal schießen, Herr Leutnant. Vielleicht ist's ein Raubwild, das sich ein Stück von Ihrem toten Franzosen geholt hat.“

Als wäre die vorsichtig geflüsterte Aufforderung im feindlichen Schützengraben gehört worden, wurde es drüben bei den Franzosen lebendig.

Der Kriegsgerichtsrat sah deutlich die schwarzen Gestalten über dem Schneewall und suchte sich eilig in Deckung zu bringen.

Im gleichen Augenblick prasselte ein toller Geschosshagel über die Deutschen hin. Die Kugeln warfen klatschend die lockeren Schneemassen auf und rissen Nester und Zweige von den rückwärts stehenden Tannen.

Auf deutscher Seite wurde das Feuer sofort erwidert. Ein Schwirren und Pfeifen war in der Luft, als wären tausend lustige Vögel im Winterwald aufgewacht.

Zehn, zwölf Minuten währte das Schießen; dann wurde es wieder still. Nur diese Rauchschwaden über dem Schneefeld zeugten noch eine Weile von dem nächtlichen Kugelwechsel.

„Nun, Kriegsgerichtsrat, was sagen Sie? Die dummen Kerle da drüben haben nun doch unseren Schatten verschreckt.“

Der Rittmeister sah sich nach seinem Begleiter um, den er während des Gefechts nicht mehr beachtet hatte.

„Nat, Mann des Gerichts, wo stehen Sie denn?“

Der Leutnant kam mit dem Licht zu Hilfe.

Da lag der Gefuchte, keine sechs Schritt weit, im beschneiten Graben mit ausgestreckten Armen. Ein Querschläger war ihm in die linke Schläfe gedrungen und hatte die Schädeldecke zerschmettert. Der Tod mußte auf der Stelle eingetreten sein. Auf dem feinen, klugen Gesicht lag noch die Spannung, mit der er den nächtlichen Spuk verfolgt hatte.

Der Rittmeister beugte sich langsam über den Toten. „Ob er nun wohl das Rätsel gelöst hat, dem er so eifrig nachging? Das Rätsel des — Schattens?“

„Gelöst vielleicht, Herr Kamerad, verraten aber wird er es keinem von uns . . .“



Auf Vorposten im Lande der schwarzen Berge.

Einem Feldpostbrief entnimmt das „N. B. Tagebl.“ folgende Skizze aus dem Leben eines Reserveleutnants der Festungsartillerie auf dem südlichen Kriegsschauplatz:

Das Geschützfeuer ist donnernd verrollt. . . Nur in der Schlucht knattern noch wütend die Gewehre. Ich liege mit . . . Mann als Blankendeckung für unsere äußerste Geschützstellung auf einem feindwärts verlaufenden Höhenzug, ein paar hundert Schritte entfernt von der gegnerischen Infanteriestellung. Die Karstböden hier, über die im Winter die Bora rast und im Sommer die Sonne glüht, sind mit Felsstrümmern übersät, zwischen denen nur spärliche Wacholdersträucher und einzelne Grashalme fortkommen, und eignen sich im Kriege hervorragend für überraschende Überfälle. Darum ist die größte Wachsamkeit geboten, um so mehr, als unser Gegner, ein Volk von Schaf- und Ziegenhirten, hier jeden Stein und jede Schlucht genau kennt. Wir liegen daher, hinter Felsblöcken gedeckt, so verteilt, daß wir alle Anmarsichrichtungen um uns herum unter kräftiges Feuer nehmen können.

Bei den Feinden ist alles rubig. Ihnen bringen ihre Weiber in buntgewebten Sacktaschen, die sie über die Schulter gehängt tragen, das einfache Nachtmahl: Weizenbrot und Schaffke. Das Geschützfeuer, das aus der Schlucht herüberhallt, ist nun auch verstummt.

Im Felshang vor uns hört man leises Knistern, wie wenn Sandkörner sich reiben. Ab und zu rollt auch ein kleines Stein-

chen. Endlich sieht das geschärfte Auge die grauen Gestalten, welche, jede Deckung benützend, durch die finstere Nacht heranschleichen. Ein Eisenbägel fährt ihnen entgegen und hallend rollen unsere Schüsse die Bergwand entlang.

Sofort blühte es auch auf der Gegenseite in langer Reihe auf und die Geschosse schlugen klatschend um uns ein und gellen schwirrend von den Steinen. Nach kurzem Feuergefecht weicht der Gegner. Man hört wieder Steinchen rollen und Sand knirschen. Die schimpfenden Mäse, mit denen die Montenegroiner ihr Schießen zu begleiten pflegen, verstummen. Dann tritt für kurze Zeit vollkommene Stille ein.

Der Überfall ist mißlungen. Während ich nachsehe, ob von meinen Leuten einer verletzt ist und Hilfe braucht, beginnt das Meer, das bisher wie eine düstere Mauer über die westlichen Berggränder hinauszuragen schien, silbern zu glänzen. Hinter dem hohen Felskamm des K. leuchtet es auf wie von einem großen Feuer. Die finsternen Schatten, die uns umgaben, weichen, und wie ein Märchen aus dem Morgenlande erscheint der Halbmond am schwarzblauen Himmel.



Brüderchen und Schwesterchen.

Von Sophie von Adelung.

(Schluß.)

„Woher hast du das häßliche Wort, das du vorhin sagtest?“

Schweigen. Heino scharrt zuerst mit dem linken Fuß, dann mit dem rechten.

„Nun?“

„Das ist kein häßliches Wort, es gefällt mir: „Sauerl.“

„Aber, Heino! Heino! Das ist ja ganz abscheulich! Wann hast du Papa oder Mama solch ein Wort jemals sagen hören? Pfui, schäme dich, so ungezogen zu sein! Das ist häßlich, sehr häßlich! Habt ihr mit den Kindern vom Schreinerhannes gespielt, was ich euch so oft verboten habe?“

„Nein, Mama.“

„Nun, dann, woher habt ihr es?“

Heino schweigt und scharrt immer noch verlegen, dann schaut er verstohlen nach Schwesterchen hinüber und dieses ruft vergnügt mitten in seinen Bauhölzern: „Sauerl!“

Die Mutter ist ganz entsetzt. „Heino, Beatrig — versteht ihr mich? Ich verbiete euch, dies Wort noch ein einziges mal zu sagen! Wer es sagt, bekommt keine süße Speise bei Tisch.“

Und sie steht auf und geht. Es ist am besten, denkt sie, wenn man solche unerhörte Unart nicht allzusehr beachtet, sonst wird sie nur noch schlimmer. Die Kleinen müssen von selbst auf andere Gedanken kommen.

Aber nein, den ganzen Tag über, bald laut, bald leise, wird das verbotene Wort wiederholt. Es ist, als setzen die Kinder von einem bösen Dämon besessen, der es ihnen, gegen ihren eigenen Willen, in den Mund legt.

Bei Tisch ertönt es in allen verschiedenen Tonarten, bald in triumphierendem Ton, bald in zärtlichem Flüsterstimmen. Und daß Papa gerade abwesend und Großmama anwesend sein muß, Großmama, die so empfindsame Nerven hat und ohne einen Schauer nichts Rohes, Gemeines ertragen kann — und nun erst bei den eigenen Enkelkindern!

„Brüderchen,“ sagt die Mama endlich, „wenn du nicht sofort aufhörst, bekommst du Schläge.“

Schläge haben die Kinder noch nie bekommen; sie wissen gar nicht recht, was das ist. Brüderchen möchte eigentlich gerne wissen, wie das tut; das verbotene Wort wird also noch einmal gesagt, und Mama steht vom Tische auf, den kleinen Missetäter an der Hand. Sie weiß selber auch nicht recht, wie man es zu machen hat und preßt die Zähne aufeinander. Ach, wäre doch nur Konstantin hier! Der geht jetzt bei Graf Donath fröhlich auf die Jagd, ohne

zu ahnen, daß zu Hause eine Revolution in der Kinderstube ausgebrochen ist, und daß seine arme Frau beim bloßen Gedanken an die bevorstehende Strafvollziehung vor Angst, Mitleid und Grauen fast vergeht.

„Komm her, Brüderchen — nein, nicht so — dreh dich um — so“ — um einige schlecht gezielte, sehr schwache, zitternde Klapsse fallen auf den Teil von Brüderleins Rückseite, wo er am allerwenigsten empfindlich ist.

„Mehr, Mama, mehr!“ schreit er: augenscheinlich findet er die Prozedur sehr spaßhaft. Mama treten die Tränen in die Augen; aber sie schlägt zu, bis ihr die rosige Handfläche wehe tut; dann hält sie erschöpft vor Scham und Betrübnis inne; noch nie, nie, hat sie eines ihrer Kinder geschlagen.

„Wirst du das Wort jetzt nie mehr sagen, — aber auch ganz gewiß nie mehr?“

Der kleine Sünder sieht da, den Finger im Mund: er hat nun doch gemerkt, daß das hübsche Spiel ernst sein sollte. Dann erhebt er seine schönen grauen Augen vorwurfsvoll zur Mutter und sagt undeutlich, weil er den Finger immer noch im Munde hält: „Saukerl!“

Prinzessin Gotlinde zu Wolfenscheydt-Remsbach läßt verzweifelt die Arme sinken. Nun ist nichts mehr zu machen; ihre letzten Mittel sind erschöpft. Sie läßt ihren Sohn mitten im Zimmer stehen und kehrt, rot und zitternd vor Aufregung, zu Tisch zurück; dort schiebt sie ihren Teller mit der zartbraunen Maraschino-Creme weg und lehnt sich tief verstimmt zurück.

„Nun?“ fragt die Gräfin gespannt.

„Unsere Erziehungsprinzipien sind Luftblasen,“ entgegnet die Tochter satirisch. „Ich habe heute einsehen gelernt, daß wir Eltern machtlos sind. Nicht einmal ein häßliches Wort können wir unseren Kindern verbieten.“

Unterdessen hat Schwesterlein dagelassen, schweigsam und ziemlich betreten, denn ihrer Drohung getreu, hat Mama verboten, daß die Kinder von der süßen Speise bekommen. Und Maraschino-Creme duftet so süß, so verlockend! Schwesterchen wird plötzlich sehr reuig; sie schlägt sich auf den Mund und sagt in dem Tone, den sie oft bei Mama gehört hat, wenn diese unzufrieden war mit ihr: „Böser Mund, nicht mehr „Saukerl“ sagen, nicht! Böser Mund!“

Wer könnte da länger zürnen? Jedenfalls nicht Mama. Eine leise, ganz leise Stimme, irgendwo in ihrem Gewissen, sagt ihr, daß sie unverzeihlich, unkonsequent und schwach ist — aber Schwesterchen erhält eine Portion Maraschino-Creme, und eine Weile herrscht Stille und Friede; auch nach Tisch, als die Geschwister wieder zusammen spielen. Mama hofft schon, die ganze fatale Angelegenheit zu vergessen, und der Glaube an ihre pädagogische Weisheit regt sich wieder zuversichtlicher. Da kommt Schwesterlein gelaufen, ein winziges Püppchen mit blonden Haaren, ihren besondern Liebling, in der Hand: „Aber, Mama, zum Püppchen darf ich doch „Saukerl“ sagen, nicht wahr? Brüderchen sagt: Ja.“

Der Abend ist endlich gekommen: Prinzessin Gotlinde ist tief dankbar dafür. Sie hat gesucht, die Kinder, ihre Mutter, sich selbst, auf jede mögliche Weise zu zerstreuen. Sie hat am Nachmittag einen größeren Spaziergang durchs Dorf und zu nahen Gutsfreunden mit der Gräfin gemacht, aber sie fühlt, das ominöse Wort steckt sie selber an; die fallenden Blätter lispeln es im Sterben, der Wind rauscht es ihr zu, es steht in riesengroßen Lettern am düstig-blauen Herbsthimmel geschrieben, an jeder Berglehne, auf jedem Weg, den sie gehen; es ist überall: in der Luft, in ihren eigenen Gedanken; sie weiß nicht mehr, wo aus noch ein davor. Nächstens wird auch sie es leise vor sich hinsagen müssen: „Saukerl — Saukerl“ — oder in ihrer Verzweiflung es laut hinausschreien in die Luft. Die ganze Zeit über, während bei den Gutsnachbarn Tee genommen und über die traurigen Zustände in Rußland gesprochen wird, die Verheerungen in den Forsten durch den letzten Sturm, die Verlobung Mizzi Sanddorfs und die Versetzung General Böhm — die ganze Zeit über hört sie durch alles das eine Wort hindurchklingen, und es paßt sie zuweilen fast

wie ein hysterisches Lachen; denn sie fühlt, daß sie es aussprechen muß, aussprechen, wenn auch nur, um die Wirkung zu sehen, die es hier, in diesem vornehmen feingebildeten Milieu hervorrufen würde. Sie ist ganz erschreckt über sich und die Entdeckungen, die sie macht. Scheu blickt sie sich um; geht es vielleicht allen diesen erwachsenen, schöngeputzten Menschen um sie her ebenso? möchten sie, während sie sich Höflichkeiten sagen, sich vornehm und sitzsam benehmen, vielleicht ganz heimlich ein jedes irgend etwas Verbotenes sagen — tun? Wer kann es wissen?

So geht sie nach Hause, so in ihre Kinderstube zurück, und noch oft wird es ausgesprochen, das Wort, von ihren Kleinen, beim Abendessen und beim Zubettgehen.

Doch nun sind sie ausgekleidet, und ein jedes in langem Nachthemden sitzt in seinem schneeweißen Bettchen. Wie engelrein und unschuldig, wie lieblich sehen sie aus! Erwartungsvoll blicken sie beide zur Türe: nun muß Mama kommen, um ihnen „Gute Nacht“ zu sagen und mit ihnen zu beten. Da ist sie; hold und lieb, wie eben nur die eine Mama sein kann, und die kleinen Kinderkörperchen streben ihr, bebend vor Glück, entgegen.

„Ihr seid sehr, sehr unartig gewesen heute,“ will sie eigentlich sagen. Aber sie kann nicht; so müde ist sie, so verwirrt von ihren eigenen Gedanken. Eine Weile lang wird stumm geliebkost und geküßt: alles Weh des Tages ist vergessen.

„Nun, Schwesterchen!“

Schwesterchen faltet die winzigen Hände, sieht auf ihre Fingerchen nieder und lispelt schlaftrunken ihr Verslein. Dann noch ein Kuß, das Köpfchen mit den flachsblonden Ringeln fällt in die weißen Kissen, die kleine Brust hebt ein tiefer, langgezogener Atemzug — und schon schläft die süße Kleine.

„Nun, Brüderchen!“

Brüderchen ist noch sehr wach. Seine graublauen Augen blicken ernsthaft und gedankenvoll. Auch er faltet die Hände und spricht sein Abendgebet, aber langsam, bedächtig, als steige ein jedes Wort aus seiner tiefsten Seele heraus. Dann seufzt er. Gewöhnlich fügt er noch ein paar Worte von sich aus hinzu, und so sagt er jetzt sehr ernst und innig: „Und, lieber Gott, mach doch, bitte, daß ich nicht mehr „Saukerl“ sage.“

Dann legt er sich tief erleichtert nieder, und bald schläft auch er, gleich seinem Schwesterchen, den rosigen Schlaf der Kindheit.

Die Mutter sitzt noch lange zwischen den beiden Bettchen und schaut die holden Schläfer an. Sie hatte schelten, Brüderchen noch einmal sein ganzes Unrecht eindringlich vorhalten wollen, sein böses Beispiel für Schwesterchen, die ganze Häßlichkeit grober und gewöhnlicher Ausdrücke Aber jetzt wundert sie sich fast darüber, daß sie es tun wollte. Weshalb, wozu? War der Kleine nicht klüger als sie, und hat ihr selber den Weg gezeigt, wie man böse Dämonen los wird? Ihr ist, als verstehe sie ihre Kinder plötzlich besser seit heute, ja, sich selber, die ganze Menschheit — als sei sie älter, reifer geworden.

Nachdenklich sitzt sie da. Draußen öffnen die Sterne ihre goldenen Augen. Drinnen aber, friedlich atmend, liegen die beiden Kinder, ein Engelslächeln auf den halbgeöffneten Lippen. Mit diesem Lächeln werden sie morgen früh erwachen, und der heutige, flüchtige, garstige Traum wird vergessen sein . . .

„Aber wo in aller Welt können sie es nur gehört haben?“ fragt Prinzessin Gotlinde drei Tage später den zurückgekehrten Gemahl, dem sie die kleine Episode samt ihren daran geknüpften Betrachtungen erzählt hat. „Ich halte sie doch so ängstlich fern von allem!“

„Nun, das ist doch nicht so schwer zu erraten,“ meint er lächelnd; „dergleichen schwirrt in der Luft umher, und zudem geht Brüderlein täglich mit mir in den Stall. Na, — da kann man doch nicht immer so wählerisch in seinen Ausdrücken sein.“ Die beiden Gatten sehen sich an: dann bricht Prinzessin Gotlinde in ein schallendes Gelächter aus, in das er einstimmt. „Uebrigens sind ja die Kinder jetzt die leibhaftigen Engel,“ sagt er dann.

„Ja, es ist wirklich, als seien mit jenem Wort alle bösen Geister der Kinderstube plötzlich für immer entflohen, wie wenn ein Gewitter die Luft gereinigt hat. So artig waren Brüderchen und Schwesterchen noch nie.“

„Habe keine Sorge, erwidert er lachend. Sie werden nicht immer so bleiben. Noch sind sie irdische Wesen, und sollen es, will's Gott, noch recht lange sein!“



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

„Werd' ich dabei sein?“

Die Wiener „Reichspost“ erhält aus Russisch-Polen folgenden Gedicht eines Soldaten des Hoch- und Deutschmeister-Regiments:

Der Frühling wird rauschen:
Die Welt wird aufblühen,
Der Kuckuck wird krei'n.
Aus Schilfbarabennächten
Geht's wieder zum Bechten —
Werd' ich dabei sein?

Der Frühling wird stürmen:
Vor Mauern, Schanztürmen
Wird Völkerschlacht sein.
Da wird unser Kämpfen
Den Weltenbrand dämpfen —
Werd' ich dabei sein?

Der Frühling wird grünen —
Da werden die Kühlen
Zur Heimsfahrt sich rei'n.
Siegelbeld wird's tönen
Den eisernen Söhnen —
Werd' ich dabei sein?

Der Frühling wird blühen:
's wird niemand mehr zehren
Die Heertrah' herein.
Viel Wad'ce sind blieben
Im Schlachtfeld da drüben —
Werd' ich dabei sein?

H. F. Güttenberger.

*

Unser täglich Brot . . .

Unser täglich Brot gib uns heute — wie wenig hat uns die Bitte im Frieden besagt. Wir haben unser Brot gehabt. Nun lehrt uns der Krieg beten: Unser täglich Brot . . .

Jetzt lernen wir wieder unsere Älten ehren. Sie haben den Acker mit Beeten bestellt. Und haben ein Dankfest gefeiert nach der Ernte. Und wir? Wer hat bei dem Feste immer mitgemacht? Auf dem Lande viele, wenige in der Stadt. Und so auch in unseren Häusern: wer hat zu Tisch gebetet? Die Armen manchmal, die Vornehmen nie, so anspruchsvoll wir geworden sind, so sehr unsere Lebenshaltung sich gehoben hat. Wir sind gedankenlose Leute gewesen und undankbare. Sind wir's noch heute? Jetzt lehrt die Not uns beten: Unser täglich Brot . . .

Aber sie lehrt uns auch sparen. Unsere Dänen sind blockiert. Feindliche Kriegsschiffe draußen. Wir müssen aushalten bis zur Ernte. Und wenn die Ernte mager wird? . . . Ja, auch zu einer neuen Ernte brauchen wir die ewige Nacht.

Hört ihr's, ihr Klugen? Und ihr Neppigen? Der Krieg ist da. Und auch ihr sollt drum beten und — sparen. Das ist jetzt auch die letzte Weisheit unserer Staatsmänner, aber sie ist auf dem Weg mit dem Weißbrot, weg mit den Schledereien! Keine Verschwendung. Der Krieg ist da. Den Frieden habt ihr lang genug gehabt und — den Überfluß.

Darum lernt das Brot auch als heilig betrachten. Unsere Älten haben es für Sünde gehalten, Brot zu verschwenden: sie haben die Krume geehrt. Und unsere Soldaten müssen oft draußen hungern. Uns aber muß man befehlen, Kriegsbrot zu essen! Alles Brot ist heilig. Habt ihr schon das Wunder bedacht, das draußen im Schoß der Erde sich vollzieht, alljährlich? Wir säen wenige Körner, und nachher stehen Felder voll Frucht da. Sag das auch deinen Kindern, wenn wieder gekat wird und geackert!

Es gibt viele Wege, wie die Gottheit uns nahen will. Nicht bloß im Glanz der Sonne, in den Sternen der Nacht, im Krieg — auch im reisenden Nebrenfeld kannst du ihr Walten und Weben sehen. Drum bet und spar und segne das Brot!

*

„Eine Priße, Herr Hauptmann!“

Bei einer Feldbatterie des 4. Armeekorps diente im Kriege 1870 der alte Trompeter Sturm, die bekannteste Persönlichkeit im ganzen Regiment, dem er seit achtzehn Jahren angehörte. Dieser tüchtige Reiter und „allezeit lustige und schneidige Feldsodat“, den die Offiziere mehr freundschaftlich als streng dienstlich behandelten, hatte eine große Leidenschaft: er war „Schnupfer in der eminentesten Bedeutung dieses Wortes“. Er schnupfte zwei Lot — ein ganz enormes Quantum. Seine dementsprechend große Dose hatte ein Leutnant den „Torfkasten“ getauft. In der Gegend von Soissons wurde der sonst so fidele Sturm plötzlich einsilbig. Sein langer dunkler Bart hing noch schlapper als gewöhnlich an den Rundwinkeln herab. Sturm sah aus, als ob er bittere Erlebnisse gehabt hätte; er sah nicht, wie sonst, straff im Sattel, er hing auf seiner „Sabra“ wie ein erschossener Mann. Und der Grund? Sein Schnupstafel war ausgegangen; weit und breit war keine Priße aufzutreiben. „Von da ab“, erzählte später sein Batteriechef, „wurde Sturm nachlässig, träumerisch, energielos, unzuverlässig — kurz, der alte schneidige Soldat war aus ihm verschwunden; ja mehr als einmal mußte ich ihn hart anfahren, was bei Sturm etwas Unerhörtes war. Das plötzliche Verschwinden der Quelle langjähriger Genusses hatte den alten Trompeter, ich möchte sagen, demoralisiert. Endlich, nach Wochen, hatte ihm seine Frau wieder ein Paket seiner Leibpriße Bolongaro geschickt. Am Abend des Eintreffens jener bedeutungsvollen Sendung — es mochte wohl schon 11 Uhr gewesen sein — lag ich in meiner komfortablen Villa in Montmorency bereits im Bett, als plötzlich heftige, schwere Tritte die Treppe herauf klrten, in wilder Hast die Tür aufgerissen wurde und eine lange, dunkle Gestalt in das Zimmer trat. Bei dem hellen Mondlicht erkannte ich sofort den alten Sturm. „Was ist los, Sturm, Alarm?“ „Nein, nein, Herr Hauptmann, meine Alte hat eine frische Priße geschickt. Ich wollte nur eine kleine Probe davon bringen.“ In seiner namenlosen Freude hatte der alte Soldat alle Subordination vergessen, hatte sich nicht melden lassen, war ohne zu klopfen in der Nacht bei mir eingedrungen und stand nun in höchster freudiger Erregung mit einem Taschentüschchen Bolongaro vor meinem Bette. Der Batteriechef erzählt mir am andern Morgen, daß sich Sturm garnicht zu Bett gelegt, sondern auf der Treppe sitzend bis zum Butterflöten geprüft hatte. Von nun an war er wieder der beste Trompeter und Soldat.“



Luftige Ecke.

„Das Stück ist nicht ein bißchen realistisch.“ — „Wieso nicht?“ — „Zwischen dem ersten und zweiten Akt ist ein Zwischenraum von einer Woche, und sie haben in beiden dasselbe Dienstmädchen.“

Der vielbildende Reisende auf der kleinen eingleisigen Eisenbahn beklagte sich bitterlich über die Verküpfung des Zuges und den unregelmäßigen Dienst. Der Beamte erwiderte ihm voll tugendhafter Entrüstung: „Ich bin auf dieser Linie hier,“ begann er, „seit über acht Jahren, mein Herr, und —“ „Ist das wahr?“ unterbrach in der Reisende voll Sympathie. „Auf welcher Station sind Sie eingestiegen?“

Ein sehr corpulenter Herr war eben im Begriff, in eine Droschke zu steigen, als ein Bekannter in seiner Equipage vorbeifuhr und ihn einlud, mit ihm zu fahren. Der Dicks nahm das Angebot dankend an und gab dem enttäuschten Droschkensführer eine Mark. „Nur eine Mark, Herr?“ bemerkte dieser. — „Gewiß,“ war die Entgegnung, „ich bin doch noch gar nicht eingestiegen.“ — „Aber, Herr,“ meinte der Koffelentrer, „bedenken Sie doch den Schred, den Sie meinem Gaul eingejagt haben!“

Anna (stolz auf in Porträt weisend): „Mein ältester Ahne! Sehen Sie eine Ähnlichkeit?“ — Alara: „O ja, Sie haben sein Geld.“

Hinz: „Sie schicken also Ihre Frau jedes Jahr drei Monate ins Gebirge? Es ist famos, wenn man Geld hat!“ — Kunz: „Ja, Geld ist gewiß ein großer Segen.“